

Adolf F.

Vom Fuß des Jeschken¹ in Nordböhmen in das Land an Lahn und Eder in Hessen

Es war wenige Tage nach der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 08./09. Mai 1945, als morgens um etwa 6 Uhr gegen die Haustür des Hauses Nr. 6 in der Liebenauer Straße der Kleinstadt Böhmisches Aicha (Český Dub) bei Reichenberg (Liberec) heftig donnernde Schläge dröhnten, verursacht von zwei tschechischen Milizsoldaten, die meiner Großtante Lina, der unverheirateten Schwester meines verstorbenen Großvaters, die mit uns in ihrem Elternhaus wohnte, ein Blatt Papier wild gestikulierend überreichten und einige Sätze auf Tschechisch zu Tante Lina sprachen. Sie beherrschte die Sprache, hatte deshalb auch die Tür geöffnet und gab nun den beiden Abgesandten des Národní Výbor, so hieß jetzt die tschechische Stadtverwaltung,² in deren Sprache, Antwort.

Meine Mutter und ich erhielten also die amtliche Anweisung, dass wir uns innerhalb von zwei Stunden mit je 30 Kilo Gepäck pro Person auf dem Marktplatz zwecks Abtransport an die Grenze zu Deutschland einzufinden hätten, Geld und Wertsachen (Sparbücher) seien den Kontrolleuren vor dem Abtransport auszuhändigen. Meine Mutter galt als Reichsdeutsche,³ da sie 1940 in Brandenburg an der Havel einen Reichsdeutschen geheiratet hatte und die Reichsdeutschen durften nach tschechischem Verständnis sofort nach der Verwaltungsübernahme im Sudetenland noch vor den Potsdamer Beschlüssen nach Deutschland abgeschoben werden. (Mein Vater war wenige Wochen vor meiner Geburt am 30. Juni verstorben, meine Mutter war nach dem Anschluss des Sudetenlandes 1938 bei der Reichspost angestellt und 1939 nach Brandenburg an der Havel versetzt worden, wo sie ihren zweiten Ehemann kennenlernte und heiratete. 1943 war sie mit mir wegen der ständigen Luftangriffe nach Reichenberg/Böhmisches Aicha zurückgekehrt. Mein Stiefvater war aus beruflichen Gründen - Berufsfeuerwehr – in Brandenburg geblieben.)

Meine Mutter packte also zwei Rucksäcke mit Wäsche und etwas Essbarem, Geld und Sparbücher verstaute sie gesondert in den Außentaschen, so dass beides sofort der uniformierten Aufsicht auf dem Markt übergeben werden konnte. Gegen 8.00 Uhr trafen wir auf dem Marktplatz ein, wo bereits eine Gruppe Menschen transportfertig vor dem städtischen Renaissance-Rathaus wartete. Böhmisches Aicha⁴ – während der NS-Zeit Deutsch-Aicha genannt – war ein kleines Landstädtchen mit ca. 3.000 Einwohnern, ursprünglich 2.000 Deutsche und etwa 1.000

¹ Der Ještěd (deutsch *Jeschken*) ist mit 1012 m n.m. die höchste Erhebung im Jeschkengebirge in Nordböhmen (Tschechien)

² Anmerkung des Verfassers dieses Berichtes: (národní výbor = Nationalausschuss war vom tschechoslowakischen Exilpräsidenten Eduard Benesch durch Verfassungsdekret vom 04. Dezember 1944 als Verwaltungsorgan der Städte und Gemeinden der „befreiten“ ČSR eingesetzt worden, in den überwiegend deutsch besiedelten Gebieten wurde ihm jeweils ein Staatskommissar beigegeben, der die „Aussiedlung“ der deutschen Bevölkerung organisieren und überwachen sollte. KP-Chef Klement Gottwald hatte zugestimmt, ist diese Organisationsform kommunaler Verwaltung doch ein Zugeständnis an kommunistische [bzw. sozialistische] Systeme.).

³ Reichsdeutsche war die zeitgenössische, umgangssprachliche Bezeichnung der deutschen Bewohner des Deutschen Reiches von 1871 bis 1945.

⁴ Český Dub ist eine Kleinstadt im Okres Liberec in Tschechien.

Tschechen, die Mehrheitsverhältnisse waren in der ersten Republik 1918 – 1938 gekippt. Eine wohlhabende deutsche Fabrikantenfamilie, deren Vorfahren wohl auch das schicke Rathaus gestiftet hatten, hatte seit Generationen den Menschen vor Ort – Deutschen und Tschechen – Brot und Arbeit gegeben. Vor Bestiegen der bereit stehenden Busse wurden den Bewachern Geld und Sparbücher übergeben, Quittungen gab es nicht. Gepäckkontrollen wurden zwar durchgeführt, doch wurde nichts entnommen, was bei den Zwangsmigranten einiges Erstaunen hervorrief. Den Grund hierfür erfuhren wir später an der Grenze. Dann bestiegen wir die bereit stehenden Busse, die noch die rote Farbe der Reichspost trugen, lediglich die Reichsadler waren überklebt und die Aufschrift Deutsche Kraftpost war unkenntlich gemacht.

Sobald alle Zwangsreisenden die Fahrzeuge bestiegen hatten, setzte sich der Konvoi in Bewegung. Über das Nachbarstädtchen Liebenau (Hodkovice⁵) fuhren wir in das 20 Kilometer entfernte Reichenberg und von dort an die 26 Kilometer entfernte Grenze bei Zittau in Sachsen. Die Neiße bildete hier und bildet noch heute auf einige Kilometer die Grenze zu Deutschland. Seit „Potsdam“⁶ schiebt sich hier ein zwei Kilometer breiter Landstreifen an diesem Grenzfluss entlang, der zu Polen gehört und seit Alters als niederschlesischer Landzipfel Böhmen von Sachsen trennt. (Laut Festlegung der Oder-Neiße-Grenze im Potsdamer Protokoll kam es unter polnische Verwaltung, was zum Zeitpunkt unserer ersten Vertreibung Anfang Mai 1945 noch nicht erfolgt war.) In einer von hohen Bäumen umsäumten Straße, die fast gerade auf die Neiße zuläuft und heute den Reisenden von Deutschland in die ČR für fünf Minuten durch polnisches Hoheitsgebiet fahren lässt, mussten wir die Busse verlassen und den Rest des Weges zu Fuß bis zur Grenze zurücklegen. An der Brücke, die nach Zittau und damit nach Deutschland hinüberführte, standen Rotarmisten und kontrollierten unser Gepäck, wobei sie sich aneigneten, was ihnen gefiel. Wir wussten jetzt, weshalb sich die Tschechen in Böhmisches Aicha zurückgehalten hatten: die sowjetischen Waffenbrüder hatten

den Vortritt. Dies zeigte sich auch daran, dass hier an der Grenze die tschechischen Posten erst nach den Sowjetsoldaten unser Gepäck noch einmal durchwühlten. Zum Glück wurden keine Leibesvisitationen durchgeführt, so konnte ich den Beutel mit Maria-Theresien-Talern, den mir meine Mutter umgehängt hatte, unbehelligt über die Grenze bringen. Sein Inhalt sollte bei der zweiten Vertreibung im August dieses Jahres eine wichtige Lebensgrundlage für uns werden.

Etwa zwei bis drei Kilometer hinter der Grenze befand sich ein Fabrikgelände – ich habe es nach der Wende nicht mehr gefunden, es muss wohl verschwunden sein. Es diente damals als Flüchtlings-, und Vertriebenenlager. Irgendwelche Leute oder karitative Organisationen – Rotes Kreuz war es nicht – verteilten warme Suppen und Brot, auch an den folgenden Tagen. Geschlafen wurde auf Stroh. Eines Tages erschien eine sowjetische Militärkontrolle im Lager und überprüfte die Personalien. Ein sowjetischer Offizier prüfte lange und eingehend die Dokumente, die ihm meine Mutter gereicht hatte. Danach wollte er wissen, weshalb meine Mutter einen anderen Namen trage als ich. Nachdem er den Sachverhalt erklärt bekommen und

⁵ Hodkovice nad Mohelkou, bis 1949 Hodkovice, ist eine Stadt im Okres Liberec in Tschechien.

⁶ Die **Potsdamer Konferenz**, offiziell als *Dreimächtekonferenz von Berlin* bezeichnet, war die letzte der [Konferenzen der Alliierten während des Zweiten Weltkriegs](#). Sie fand vom 17. Juli bis zum 2. August 1945 im [Schloss Cecilienhof](#) in [Potsdam](#) statt und versammelte die [Regierungschefs](#) der drei [Hauptalliierten](#) des [Zweiten Weltkriegs](#), die nach dem [Ende der Kampfhandlungen in Europa](#) das weitere Vorgehen berieten. Unter anderem wurde hier auch die „geordnete Umsiedlung“ der Deutschen aus Osteuropa in den verbliebenen deutschen Rumpfstaat beschlossen. In Wahrheit handelte es sich dann aber um Vertreibungen.

sich durch mehrmaliges Rückfragen vergewissert hatte, dass er alles richtig verstanden hatte, erklärte er (sinngemäße Wiedergabe): „Junge darf noch nicht raus, muss wieder zurück, Kind kann nicht allein zurück, Mutter muss mit.“ Und er stellte ein großes Dokument aus, das er mit einigen Stempeln versah; dann übergab er uns einem Soldaten, dem er etwas auf Russisch sagte, der uns sodann in einem Jeep zum Bahnhof kutscherte. Hier wurden wir in einen Zug gesetzt; ich nahm an, es war ein sowjetischer Militärzug, die Lokomotive zierte jedenfalls ein großer roter Sowjetstern. So fuhren wir zurück nach Reichenberg, wanderten von dort den altbekannten Bergweg über den Jaberlich, den letzten Berg im Jeschkengebirge, nach Böhmisches Aicha. Tante Lina, die uns die Tür öffnete, stieß bei unserem unerwarteten Anblick, in Reichenberger Dialekt ihr „Jesus, Maria und Josef“ aus.

Meine Mutter wurde, nachdem sie sich am folgenden Tag beim örtlichen Národní Výbor mit dem von dem sowjetischen Offizier in Zittau ausgestellten Dokument gemeldet hatte, zur Zwangsarbeit bei einem tschechischen Bauern in Alt Aicha (Starý Dub) verpflichtet. Dieser tschechische Ort lag bzw. liegt etwa zwei Kilometer von Böhmisches Aicha entfernt und war 1938 dem 1939 geschaffenen Sudetengau eingegliedert worden.⁷

Meine Mutter meldete sich umgehend bei dem tschechischen Bauern, dem sie zugewiesen war. Amtlicherseits war es verboten, deutschen Zwangsarbeitern Lohn zu zahlen und sie zu verköstigen. Wir hatten Glück. Wir, das waren meine Mutter, die Rückkehrer und ich, denn ich durfte täglich mitkommen und wurde genau so verköstigt wie meine Mutter. Wir nahmen gemeinsam mit der Familie des Landwirts die Mahlzeiten ein; ich ging, wenn ich hungrig war in die Küche, wo die Bäuerin mir jedes Mal einen leckeren Happen zusteckte. Sonntags bekam meine Mutter genügend Essbares mit nach Hause, so dass Tante Lina auch noch satt wurde. Tagsüber spielte ich im Hof und Garten des bäuerlichen Anwesens und wenn die beiden erwachsenen Söhne mit dem Pferdegespann in den Wald fuhren, um Holz zu holen oder in eine Sandgrube, um Sand zu holen, durfte ich mitfahren. So waren die Wochen im Sommer 1945 in Alt Aicha für mich eine Zeit, die ich in angenehmer Erinnerung habe.

An einem Tag – Ende Mai oder Anfang Juni – konnte ich nicht mit meiner Mutter nach Alt Aicha gehen; der Národní Výbor hatte angeordnet, dass alle Deutschen ab dem zehnten Lebensjahr die Straßengräben von Waffen und Munition zu säubern hätten, die die deutsche Wehrmacht bei ihrem Rückzug weggeworfen hatte.⁸ Wir sammelten also einen ganzen Tag lang in den Straßengräben der

⁷ Anmerkung des Verfassers dieses Berichtes: Die Grenze zwischen dem Deutschen Reich und der ČSR war im sog. Berliner Vertrag vom 20. November 1938 nach den Vorgaben einer internationalen Grenzkommision festgelegt worden. Nach dem Vertrag über Staatsangehörigkeit und Optionsrecht vom gleichen Tage erhielten alle Bewohner der abgetretenen Grenzgebiete (Sudetenland) die deutsche Staatsangehörigkeit – egal ob Deutsche oder Tschechen – sofern sie vor dem 01. Januar 1910 dort geboren waren. Dies galt auch für ihre Ehepartner, ihre Kinder und Enkel. Eine gleiche Regelung war vereinbart worden für den Personenkreis, der am 10. Januar 1920 – Inkrafttreten des Versailler Vertrages – die deutsche Staatsangehörigkeit verloren hatte (Hultschiner Ländchen). Bis zum 29. März 1939 bestand ein Optionsrecht für die tschechoslowakische Staatsangehörigkeit.

⁸ Anmerkung des Verfassers dieses Berichtes: Ende April, Anfang Mai 1945 waren Einheiten der Wehrmacht auf ihrem Rückzug durch Böhmisches Aicha gekommen und Richtung Böhmisches Leipa (Česká Lípa) nach Westen gezogen, um in amerikanische Gefangenschaft zu gehen und nicht in sowjetische, die Amerikaner standen bereits im Egerland. Das zehnte Lebensjahr war das Alter, von dem ab Deutsche eine weiße Armbinde und ein weißes N (Nemec=Deutscher) auf der Brust zu tragen hatten, wodurch sie als Menschen minderen Rechts gekennzeichnet waren: keine Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel, öffentlicher Parkanlagen, gesonderte Lebensmittelkarten,

Landstraße Richtung Böhmisches Leipa Waffen, Patronen und Handgranaten ein. Die tschechischen Behörden hatten wohl billigend in Kauf genommen, dass einer von uns beim Einsammeln einer Handgranate eine schwere Verwundung hätte davontragen oder sogar den Tod finden können.⁹

Die Zeit, die ich in dem böhmischen Alt Aicha mit Spielen und dem Verzehr von böhmischen Süß-, und Mehlspeisen zubrachte, sollte Ende August ein jähes Ende finden.

Am 30. August 1945, morgens um 6.00 Uhr wurde in unserem Böhmisches Aicha wiederum heftig mit Gewehrkolben an die Tür des Hauses Nr. 6 in der Liebenauer Straße geklopft. Und meine Großtante Lina öffnete wiederum zwei bewaffneten, abenteuerlich uniformierten tschechischen Milizsoldaten die Tür. Sie hielten ihr ein Dokument vor die Nase, indem sie mit diesem wild in der Luft herumfuchteten und auf Tschechisch etwas sagten. Meine Großtante konnte ihnen Tschechisch antworten, schloss dann die Tür und kam zu meiner Mutter in den Flur: „Du Anni, ihr müsst wieder raus, ihr werdet noch mal ausgewiesen.“ Als meine Mutter das Dokument – in Deutsch und Tschechisch abgefasst – genauer studierte, rief sie Tante Lina zu: „Du musst auch raus, dein Name steht ebenfalls hier.“ Tante Lina schaute verdutzt auf das Papier und fing dann zu schluchzen an, wobei sie Jesus, Maria und Josef – in Reichenberger Platt, das ich nicht beherrsche – anrief. Auch diesmal mussten wir uns innerhalb von zwei Stunden zum Abtransport auf dem Marktplatz einfinden, mit 30 Kilo Gepäck pro Person und etwas Proviant; Wertsachen, Sparsbücher und Geld waren in der Wohnung gut sichtbar zu hinterlegen, die Zimmer sollten besenrein hinterlassen werden, die Betten frisch bezogen, Zimmer und Hausschlüssel von außen stecken bleiben. Meine Mutter und Tante Lina packten schnell Sachen in Rucksäcken zusammen – später erhielten Leute wie wir ja auch den Beinamen Rucksackdeutsche. Mir hingte meine Mutter – ich war 10 Jahre und 10 Monate alt – wiederum das Täschchen um, in dem sie 80 Maria-Theresien-Taler verstaut hatte. Sie sollten die Lebensgrundlage für die nächsten Monate werden.

Pünktlich um 8.00 Uhr waren wir auf dem Marktplatz, auf dem vor dem stattlichen Renaissancerathaus bereits 30 bis 40 Menschen – ähnlich reisefertig wie wir – warteten. Die versammelten Menschen wurden sodann in eine Turnhalle getrieben, die in einer Nebenstraße zum Marktplatz liegt. Hier wurden Gepäckkontrollen durch die bewaffneten Bewacher durchgeführt und viele der zu vertreibenden Menschen wurden bei der Kontrolle eines Großteils ihres Gepäcks erleichtert. Vor allem wurden Uhren - egal ob Armbanduhr oder Wecker - abgenommen, allerdings nur insoweit, wie diese nicht bereits Anfang Mai in die Hände der einmarschierenden Sowjetsoldaten gefallen waren. Ich wurde von einer Durchsuchung verschont, da mich noch vor der Turnhalle ein bärtiger Milizionär in eine Ecke rechts neben der Tür gestoßen hatte, in der ich stehen blieb, bis die gefilzten Leute wieder herauskamen. So hatte ich auch meine an der Brust hängenden Maria-Theresien-Münzen gerettet. Auf dem Marktplatz standen inzwischen einige LKW bereit, die wir zu besteigen hatten. Am Rande des Platzes hatten sich inzwischen Menschen eingefunden, die dem Spektakel stumm zuschauten. Der Gemischtwarenhändler Frantisek Svoboda, der viele deutsche

Einkauf nur zu bestimmten Tageszeiten, keinen Besitz von Rundfunkgeräten, Schreibmaschinen und Fahrrädern, Ausgangssperren am Abend und in der Nacht.

⁹ Anmerkung des Verfassers dieses Berichtes: Zwangsarbeit mussten 1945 – 1948 in der damaligen ČSR ca. zwei Millionen Sudetendeutsche verrichten, die mehrheitlich in 1.255 Internierungslagern und 876 Arbeits- und Straflagern untergebracht waren, zumal es ab 1946 mehr und mehr üblich wurde, die Menschen aus ihren Wohnungen und Häusern auszuquartieren und bis zu ihrem „Abschub“ in Lagern unterzubringen.

Stammkunden hatte und direkt am Markt sein Geschäft unterhielt, kam plötzlich aus der Menge auf die aufsteigenden Menschen zu und verabschiedete sich per Handschlag von seinen Kunden, auch von Tante Lina, die seit Kindesbeinen an Butter, Käse und Brot bei ihm gekauft hatte. Der Versuch der tschechischen Bewacher, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten, scheiterte, indem er ihnen auf Tschechisch etwas zurief und ihre Gewehrkolben beiseite schob.

Schließlich setzte sich die Kolonne, bestehend aus drei oder vier Lastwagen, in Bewegung und fuhr über den Jaberlich,¹⁰ den letzten Berg des Jeschkengebirges, in das 20 Kilometer entfernte Reichenberg. Die Stadt durchquerten wir und nahmen dann die Landstraße entlang der Neiße in Richtung sächsische Grenze bei Zittau. Die Fahrt dauerte nicht lange, es sind schließlich nur 26 Kilometer bis Zittau. Etwa drei Kilometer hinter Grottau (Hrádek), dem letzten Städtchen auf böhmischem Boden – im 12. Jahrhundert von deutschen Webern aus dem hessischen Vogelsberg gegründet – erreichten wir die Grenze, wo uns unsere Bewacher absteigen ließen und uniformierten und bewaffneten Grenzwächtern übergaben, die noch einmal unser Gepäck gründlich durchsuchten und mitgehen ließen, was sie noch an Brauchbarem fanden. Einige Frauen mussten ihre Schuhe ausziehen, weil die Milizionäre Gefallen daran gefunden hatten. Sodann wurden wir aufgefordert, die Straße weiterzugehen und die Grenze zu überschreiten. Diese verlief entlang einem Graben. Heute befindet sich hier ein Übergang für Fußgänger und Radfahrer und die Bäume und Sträucher rechts und links sind inzwischen hochgewachsen. Unweit dieser Stelle macht die Neiße einen Bogen nach Nordosten und markiert den Ort, an dem drei ehemalige Provinzen aneinander stoßen: Sachsen, Böhmen und Schlesien. Heute steht hier ein Denkmal, umgeben von den polnischen, tschechischen und deutschen Nationalflaggen und der Europafahne; auf dem Denkmal steht in drei Sprachen: „Hier wächst zusammen, was zusammen gehört!“

Als wir Vertriebenen damals die Grenze überschritten hatten, riefen uns die tschechischen Grenzer in Deutsch nach: „Lauft recht weit, wir kommen bald nach!“ Ich habe diese Worte damals als fast Elfjähriger nicht verstanden, konnte mir nicht recht vorstellen, was die Tschechen wohl gemeint hatten. Den Erwachsenen blieben diese Worte ebenfalls ein Rätsel. Irgendjemand meinte: „Vielleicht haben sie Angst, dass sie von den Russen ebenfalls vertrieben werden könnten.“ Jenseits der Grenze standen einige sowjetische Posten, die uns unbehelligt passieren ließen. Sie ahnten wohl, dass bei uns nichts mehr zu holen war: Fahrräder führten wir keine mit, das Gepäck war inzwischen stark erleichtert, Uhren hatten ebenfalls ihre Besitzer gewechselt – entweder bereits beim Einmarsch der Roten Armee oder spätestens bei der Durchsuchung des Gepäcks am Morgen in der Turnhalle in Böhmisches Aicha – und der Anblick der barfuss oder in Strümpfen gehenden Frauen ließen die Russen wohl ahnen, dass hier nichts mehr zu holen war. Einige Meter hinter den Sowjetsoldaten standen zwei deutsche Polizisten, natürlich unbewaffnet, nur mit Gummiknüppeln versehen und erklärten uns den Weg nach Zittau in das dortige Auffanglager. Jetzt erst machte sich eine gewisse Erleichterung bemerkbar, der tschechischen Herrschaft und Willkür entronnen zu sein. Die weißen Armbinden und die weißen Buchstaben N auf der Brust – so weit dies möglich war – wurden abgerissen und in den Straßengraben geworfen.

Einem Polizisten, der uns begegnete, fielen einige Leute sogar um den Hals, so groß war die Freude. Nach einem längeren Fußmarsch – ich weiß nicht mehr, wie lange wir gebraucht haben bis zu der Schule in Zittau, in der sich das Sammellager

¹⁰ Der Javorník (deutsch *Jaberlich*) ist ein 684 m n.m. hoher Berg im Südosten des Jeschkengebirges in Nordböhmen (Tschechien).

befand – erreichten wir unser Ziel; mit einem Pkw benötigt man heute weniger als 20 Minuten.

Hier blieben wir einige Tage, auf Stroh gebettet, das in den Klassenräumen ausgelegt war, vom Deutschen Roten Kreuz gepflegt. Meine Mutter hatte inzwischen einen Handwagen besorgt, der in den nächsten Tagen als Transportmittel dienen sollte für das wenige Gepäck, das geblieben war. Hier und da wurde auch eine alte Frau draufgesetzt, wenn sie nicht mehr laufen konnte. Denn von Zittau aus ging es zu Fuß weiter Richtung Löbau über Herrnhut nach Bautzen und von dort über Hoyerswerda und Spremberg bis nach Cottbus (ich nehme an auf der heutigen B178, B96 und B97) quer durch die Lausitz, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Ab und zu ließ ein mitleidiger Bürgermeister anspannen und Kinder und alte Leute durften aufsteigen. Vorbei ging es an zerschossenen Panzern und Militärfahrzeugen, die rechts und links der Straße lagen. An der Form der Stahlhelme erkannte man, ob es sich um ein russisches oder ein deutsches Soldatengrab handelte, das sich am Rand eines Feldes oder Waldes befand. Übernachtet wurde in Ställen, Scheunen, manchmal auch Schulen, einmal sogar in einem Schloss — ich nehme an, es war die

Sommerresidenz des kath. Bischofs von Dresden – Meißen – aber auch hier schliefen wir auf Stroh.

Zu essen hatten wir, was uns in den Dörfern die Bauern gaben, gekochte Kartoffeln aus den Kesseln, in denen das Futter für die Schweine bereitet wurde. In den größeren Orten, in denen wir in Schulen oder Turnhallen untergebracht waren, versorgte uns das Rote Kreuz. Unvergesslich bis auf den heutigen Tag ist mir das Kommissbrot und das Eimerchen Erdbeermarmelade, das wir in Bautzen in einem Barackenlager erhielten. Ich habe mit Heißhunger das trockene Brot in die Marmelade getunkt und hinuntergeschlungen, ein Bild, das ich nie vergessen habe, zumal wir einige Tage zuvor zwischen Löbau und Bautzen in einem Dorf Fleisch von einem am Wegerand liegenden toten Pferd verzehren durften, nach dem Motto: „Der Hunger treibt es rein!“

Etwa auf halben Wege zwischen Herrnhut und Löbau erhebt sich eine Anhöhe, von der der Reisende, wenn er von Norden kommt, den Jeschken zum ersten Mal erblickt, wenn er von Süden kommt, das letzte Mal sehen kann. Der Jeschken mit seiner 1.010m Höhe ist zwar kein hoher Berg, doch wegen seines felsigen Gipfels sehr markant und weithin sichtbar. Er beherrscht das gesamte Umland und ist der Hausberg der Reichenberger im Neißetal am Fuße der östlichen Berghänge und der Bewohner des Polzentalles an den westlichen Hängen des Berges und des nach ihm benannten Gebirgszuges. Als unser Zug nun diesen Punkt erreicht hatte, blieben fast alle stehen, drehten sich um und schauten zurück auf den Berg, mit dem sie viele, meist schöne Erinnerungen verbanden. Einigen standen Tränen in den Augen.

Plötzlich rief eine Frau meiner Mutter zu: „Anni, schau eure Lina!“. Tante Lina lief mit einem Strick in der Hand über ein Feld auf ein Waldstück zu, meine Mutter sofort hinterher, sie konnte gerade noch im letzten Moment verhindern, dass sich die alte Frau an einem Ast aufknüpfte. Sie war mit ihren mehr als siebzig Jahren kaum aus Reichenberg und Böhmisches Aicha herausgekommen – mit zwei Ausnahmen: einer Fahrt nach Prag und einer Fahrt nach Wien – wohl als junges Mädchen – zwei Orten, die für Deutschböhmen feste Bezugspunkte sind. Die Heimat am Jeschkenbach und die Pflege der Gräber ihrer Vorfahren – Eltern, Großeltern, das Grab meines Vaters – waren so etwas wie Lebensmittelpunkte für sie und das sollte jetzt alles vorbei sein? (Sie hat später aus der SBZ bzw. DDR an

tschechische Bekannte in Böhmisches Aicha Textilien geschickt, damit diese die Gräber der Familie weiterpflegen.)

Ich kann nicht mehr sagen, wie lange wir auf „Schusters Rappen“ die Lausitz durchquerten, jedenfalls erreichten wir eines Tages – es muss kurz vor meinem Geburtstag Anfang Oktober gewesen sein – Cottbus. Der Bahnhof war ein Trümmerfeld, aber abfahrtbereite Güterzüge standen auf den Gleisen des Güterbahnhofs. Wir bestiegen einen von ihnen, im Bremserhäuschen eines Güterwagens, der Kohle geladen hatte, ließen wir uns nieder. Ein Bahnbediensteter hatte uns den Platz angewiesen. Fahrkarten gab es wohl nicht; die Berechtigung zur Mitfahrt hatte meine Mutter erworben, indem sie dem Eisenbahner eine Flasche Speiseöl, ein Brot und eine Wurst gegeben hatte, die sie zuvor gegen einen Theresientaler auf dem Schwarzen Markt eingetauscht hatte. Wir wollten auf eigene Initiative über Berlin nach Brandenburg/Havel fahren, da meine Mutter annahm, dass dort ihr zweiter Mann und eine Wohnung auf uns warteten. Tante Lina wollte nicht mitgehen; sie hatte sich inzwischen wieder gefangen und hoffte, dass das Ganze nur eine üble Laune des Schicksals sei und eine baldige Rückkehr in die Heimat bevorstehe; deshalb wollte sie nicht soweit weggehen. Ihr Argument lautete, sie habe doch den Tschechen nichts angetan, im Gegenteil Gräber von Tschechen mitgepflegt. So trennten wir uns von ihr (Wir fanden sie 1946 in einem Dorf bei Naumburg/Saale wieder).

Wir fuhren also mit dem Kohlenzug Richtung Berlin – ich nehme an, es war ein Zug, der Reparationskohlen via Rostock in die SU geladen hatte. Wenn der Zug hielt – wir fuhren nachts – verschwanden die weiblichen Reisenden auf die Ladeflächen aus Angst vor eventuell sich nähernden Sowjetsoldaten.¹¹ Wir Kinder hielten die Stellung in den Bremserhäuschen.

Schließlich erreichten wir Berlin, es muss in der Gegend des Anhalter Bahnhofs gewesen sein, denn wir marschierten von dessen Ruinen in Richtung der Trümmer des Potsdamer Bahnhofs und irgendwann erreichten wir eine weiße Linie, die quer über die Straße gezogen war, und an dem STOP bzw. STOJ¹² der Militärpolizisten merkten wir, dass wir die Sektorengrenze erreicht hatten. Amis wie Sowjets ließen uns jedoch passieren.

Mit einer S-Bahn fuhren wir dann bis Westkreuz, von hier mussten wir zu Fuß weitergehen, da die Strecke nach Wannsee noch zerstört war. Nach längerem Marsch gelangten wir schließlich zum Bahnhof Wannsee. Hier stand ein amerikanischer Militärzug, von Kindern umringt; denn die Amis verteilten Schokolade und Kekse, insbesondere die farbigen Soldaten waren sehr spendabel. Ich gewann auf diese Weise die Vorstellung: die Amis sind gute Menschen, sie schenken deutschen Kindern Schokolade und Kekse, die Russen (Sowjets) sind böse Menschen, sie vergewaltigen Frauen, stehlen Fahrräder und lassen Uhren mitgehen. Dass einige Tage zuvor ein Rotarmist in der Gegend vor Cottbus uns aus einer Feldküche eine Art Gulaschsuppe mit viel Fleisch und Wurst darinnen und ein Stück Brot gereicht hatte, hatte ich in diesem Moment total verdrängt.

In Brandenburg angekommen – von Wannsee verkehrte wieder ein Zug, diesmal ein normaler Personenzug – erwartete uns – vor allem meine Mutter – eine große Enttäuschung: ihr zweiter Mann war am 27. April 1945 beim „Feindbeschuss“ –

¹¹ Die rote Armee vergewaltigte zwischen 1,5 und 2 Millionen Frauen auf ihrem Vormarsch nach Nazi-Deutschland. Mehrfachvergewaltigungen sind in diesen Zahlen nicht berücksichtigt, auch ist es schwer eine abschließend valide Zahl für diese Verbrechen zu finden.

¹² Russische Imperativform für „Halt“.

noch galten die Sowjets nicht als „Befreier“ – gefallen. Die Wohnung war für Antifaschisten beschlagnahmt. Kommunisten wohnten darinnen (soweit ich mich entsinne, war mein Stiefvater ein waschechter Sozialdemokrat, der heimlich und unerlaubt BBC gehört hatte).

Wir bekamen in Brandenburg keine Aufenthaltsgenehmigung und mussten irgendwann Anfang Dezember 1945 zurück nach Zittau ins Auffanglager. Diesmal fuhren wir mit regulären Zügen mit ordentlicher Fahrkarte ausgestattet. Über Magdeburg, Leipzig, Dresden erreichten wir Zittau. Die Fahrt hat mir viel Spaß gemacht, vor allem das Herumstromern auf den zerstörten Umsteigebahnhöfen.

Im Lager Zittau wurden wir dann einem regulären Transport zugeteilt und in richtigen Personenwagen ging die Fahrt über Dresden, Gera, Jena nach Altenburg in Thüringen. Unterwegs waren bereits an verschiedenen Bahnhöfen Wagen abgehängt worden, schließlich wurde unser Waggon auf einer Nebenstrecke bei Altenburg abgestellt, die Bahnstation hieß Langenleuba-Niederhain. Von hier holten uns Bauern mit ihren Fuhrwerken ab und brachten uns an unseren Bestimmungsort Neuenmörbitz im Kreis Altenburg. Heiligabend verbrachten wir bereits in zwei Zimmern, die in einem Bauerngehöft beschlagnahmt waren. Die Bäuerin beschenkte uns mit Kuchen und einigen anderen essbaren Dingen, einen Weihnachtsbaum und Geschenke gab es nicht.

Am 18. Dezember 1948 verließen meine Mutter und ich – soweit ich das durchschaut habe, waren wohl politische Gründe ausschlaggebend – bei Hohengandern und Kirchgandern im Eichsfeld die SBZ. Wir überschritten die Zonengrenze natürlich illegal, die Zeit zwischen dem Wechsel zweier sowjetischer Grenzstreifen abpassend und steuerten auf einen hoch aufragenden Schornstein zu, hinter dem ein helles Licht zu erkennen war. Es war der Bahnhof Friedland in der Britischen Zone. Man hatte uns geraten, dorthin zu gehen, denn links erstrahlte das Licht des Bahnhofs Eisenberg in der US-Zone, und die Amis schickten alle Flüchtlinge aus der SBZ zu den Sowjets zurück. So gelangten wir über Göttingen nach Kassel. Hier mussten wir den Hauptbahnhof meiden, da dort die amerikanische Militärpolizei ebenfalls kontrollierte. Wir fuhren also von Wilhelmshöhe weiter nach Gießen.

Im dortigen Durchgangslager bekamen wir die Zuzugsgenehmigung für den Kreis Marburg/Lahn und am 24. Dezember 1948 mittags um 12 Uhr kamen wir nach einem fast zweistündigen Fußmarsch in Emsdorf, Kreis Marburg an. Es war wieder Heiligabend. Ein Schälchen mit Plätzchen und die Christmette um Mitternacht – denn wir waren in einem der katholischen Dörfer Oberhessens gelandet – waren unsere Weihnacht. Die „Odyssee“, die im August 1945 am Fuße des Jeschken begonnen hatte, war jetzt beendet.

Das Marburger Land mit Amöneburg und Marburg selbst mit seiner Uni – zwischendurch für drei Jahre Fulda – und schließlich Frankenberg am Ederstrand wurden jetzt der Boden, wo ich Wurzeln schlagen konnte.